

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeber Zeile pro 8spaltige Zeile 80 Pf.

Inhalt: Lehren aus dem Burenkrieg. Von Germanicus. — Die Wohlthätigkeit im modernen Leben. Von Karl Noebel. — Literatur und Kunst. Oberon's Lebensschicksale. Von Dr. Wilhelm Kleeberg. — Ein „deutscher Goldoni“. Von Dr. Curt Heinrich. — Heulleton. Hohes Stiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt. Wilhelms Vasallen. Von Prinz Vogelfrei. — Von den großen Berliner Sommer-Kunstaussstellungen. II. Von F. Norden. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal der „Uebermenschen“. Von August Körte. — Notizen. — Anzeigen.

Lehren aus dem Burenkriege.

Die kriegerischen Ereignisse in Südafrika fordern zum ersten Nachdenken über die eigene militärische Ausbildung und Kriegsfertigkeit auf. Zwar sind die Verhältnisse auf den dortigen Kriegsschauplätzen andere als auf unseren europäischen; nichts desto weniger lassen sich, und zwar schon jetzt, wichtige Lehren aus den Ereignissen und Erscheinungen ziehen. Die Summe der Erfahrungen kann natürlich erst nach Beendigung des Krieges, besonders nach Anhören und durch die Augenzeugen desselben festgestellt werden. Die Militärverwaltung wird nicht verabsäumt haben, zum Studium des Krieges hervorragend begabte und tüchtige Offiziere aller Waffen, sowohl in das Lager der Briten als der Buren entsandt zu haben. Die Kosten können nicht in Betracht kommen im Vergleich mit dem Werthe so mannigfaltiger und gewichtiger Kriegserfahrungen, wie sie kein Manöver, selbst in noch so großem Stile, selbst bei noch so vollendeter Anlage für das Heer zeitigen kann und zwar hauptsächlich, weil in letzteren keine Granaten plagen und keine Kugeln pfeifen. Man darf diese Voraussetzung wohl um so eher machen, als der kürzlich erschienene Neuabdruck der Felddienst-Ordnung anscheinend dem südafrikanischen Kriege schon Rechnung trägt. In ihrer Einleitung sagt dieselbe nämlich: „Beim Exerciren und beim gefechtsmäßigen Schießen wird der Mann zur Feuerdisciplin angeleitet. Höher aber noch steht seine Erziehung zum selbstständig und überlegt handelnden Schützen, der auch dann, wenn der Führer gefallen, oder dessen Stimme nicht mehr durchdringt, unbeobachtet und sich allein überlassen seine Waffe gewissenhaft handhabt.“ Statt dieses Nachsatzes „der auch dann, wenn“ könnte man heute kurzweg sagen, der sein Gewehr wie ein Bär handhabt. Hiermit soll nicht etwa der Kriegsführung der Buren im Allgemeinen, der gewiß große Mängel anhaften, ein Loblied gesungen werden.

Zunächst muß der Soldat durch Ausrüstung und Bekleidung in der Lage sein, überhaupt die Waffe zweckentsprechend handhaben zu können. Es ist das alte Klage lied, welches mit Recht jetzt wieder angestimmt wird. Es ist ein ceterum censeo, das nicht eher verstummen darf, bis man sagen kann: Es ist erreicht! Geheilte Traditionen können erstlich gewiß nicht als Gegengründe einer durchgreifenden Reform auf dem Gebiete der Ausrüstung und Bekleidung angeführt werden. Bei der Ausrüstung dürfte vielleicht der

Gedanke in Erwägung zu ziehen sein, ob man nicht eine Unterscheidung und Theilung desselben in Marsch- und Gefechts-Ausrüstung vornehmen kann. Vielleicht werden unsere militärischen Augenzeugen auch in dieser Richtung werthvolle Erfahrungen im Burenkriege sammeln.

Was die Ausbildung der Truppe für den Krieg anbelangt, so jagt die Felddienst-Ordnung in der Einleitung: „Die Ansprüche, die der Krieg an die Truppe stellt, sind maßgebend für ihre Ausbildung im Frieden.“ Das Exercir-Reglement schließt seinen zweiten Theil mit den Worten: „Die Ausbildung der Truppe ist nach richtigen Gesichtspunkten erfolgt, wenn sie das kann, was der Krieg erfordert, und wenn sie auf dem Gefechtsfelde nichts von dem wieder abzustreifen hat, was sie auf dem Exercirplatze erlernte.“ Diese Forderungen erscheinen ganz selbstverständlich. Und doch — das erste, was auf dem Gefechtsfelde werthlos wird und abgestreift werden muß, ist die Parade, für welche die Bestimmungen im Exercir-Reglement gleich obigen Sage folgen. Wie viel unendliche Mühe und vor Allem wie viel Zeit wird auf den Paradebrill verwandt. Zeit aber hierfür ist bei der zweijährigen Dienstzeit absolut keine mehr vorhanden. Man wird entgegen, daß die Parade, wenn nicht in directem, so doch im indirecten Zusammenhange mit den kriegerischen Zwecken stehe, indem sie ein bedeutsamer Factor bei Auerziehung der Manneszucht sei. Unbedingt ist die Manneszucht der Grundpfeiler der Armee; aber dieselbe läßt sich ebenso unbedingt aufbauen mit Übungen, aus denen gleichzeitig Nutzen für das Gefechtsfeld, für die Gefechtsfähigkeit und Kriegsfertigkeit gezogen werden kann. Solche Übungen und erzieherischen Mittel giebt es in großer Zahl. Es seien hier nur die turnerischen Übungen erwähnt, welche bei exacter Ausführung, völliger Beherrschung des Körpers und der Gliedmaßen unstrittig ebensoviel Manneszucht predigen, als z. B. der Paradegriff: „Achtung! Präsentirt das — Gewehr.“ Man wird weiter entgegen, die Parade sei erforderlich aus Repräsentationszwecken. Das Erforderniß kriegsgemäßer Ausbildung ist so hoch anzuschlagen, daß Repräsentationsrückichten ernstlich nicht in Frage kommen dürfen; überdies bieten die gewaltigen Gefechtsübungen im Manövergelände hinlänglich Gelegenheit, fremden Fürsten und Zuschauern einen imposanten Eindruck von unserer Heeresmacht zu verschaffen. Die Parade mit den ihr anhaftenden zeitraubenden Vorübungen und Exercitien muß also fortfallen, allein schon, um die Forderung der

rung der Humanität", 1794; Nr. 28 und 32. Ferner gebraucht es Zahn in „Deutsches Volksthum“, IX. Häusliches Leben, 7. Fuldigung des weiblichen Geschlechts. Und sicher stehen sich die Belegstellen für das frühere Vorkommen vermehren, — wenn der Deutsche die Schriften deutscher Männer besser kennen würde.

Hochachtungsvoll

August Körte.

Notizen.

Als sollte das fast oder ganz abgelaufene 19. Jahrhundert noch mit schweren Follanten todgeschlagen werden, hat es der junge Berliner Verleger Georg Vondt unternommen, noch schnell eine Sammlung dickleibiger Monographien über alle Zweige des öffentlichen und geistigen Lebens seit hundert Jahren erscheinen zu lassen. Damit das Unternehmen nur ja recht unpraktisch, obenhin und überflüssig ausfalle, hat er zum spiritus rector — kein Wortspiel! — den rechten Mann vorangestellt, den fattsam bekannnten Burgtheaterdirector, Hauptmannapostel und Schererschüler Paul Schlenker, der auch diese Herausgeberschaft von der Bierbank aus besorgen zu können glaubt. Tausend Seiten Text in Groß-Octav oder drei Kilogramm Gewicht scheinen den Mitarbeitern vorgeschrieben; wenigstens thut es keiner der bisher in der Sammlung Vertretenen unter 700 Seiten. Natürlich ist solches Alexandrinertum auf Commando auch dem fingerfertigsten Schnelldichter unmöglich, und so verfielen denn Vondt-Schlenker's Leute ganz von selbst und gewiß nicht auf Verabredung auf das bequeme Auskunftsmitel, einfach ihre alten Zeitungsartikel zusammenzustellen, mit den nöthigen Uebergängen zu versehen und als aufgewärmte Schüssel dem Publicum nochmals vorzusetzen. So sammelt Prof. Theobald Hegler in Straßburg den wesentlichen Inhalt seiner deutschen Culturgeschichte, so liefert Prof. Cornelius Gurkitt in Dresden nicht viel mehr als einen Neudruck seiner Artikel und Kunstreferate aus der „Gegenwart“, und so stellt auch Richard W. Meyer bloß seine gesammelten Aufsätze und Recensionen zu einer Deutschen Literaturgeschichte zusammen. „Wirtschaft, Social, Wirtschaft!“ Daß bei einer solchen Abschriftstellerei von einer künstlerischen Composition keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Es sind pure Materialsammlungen, chaotisch, confus und voller Widersprüche und Wiederholungen. Die beste Leistung ist noch das Buch von Gurkitt, weil hier eine starke, eigengeartete, tapfere Persönlichkeit dahinter steht. Freilich ist auch wieder allzu viel ermüdende Polemik aus alten Zeitschriften mit herüber genommen — eben um die verwünschten 700 Seiten vertragsmäßig zu liefern! Ganze lange Excurse mit ihren endlosen Anekdoten und Citaten liegen unverarbeitet und unverdaut da, und nur zu oft begegnet es dem Leser, daß er Widersprüche und ängstliches Schwanken findet, wo er ein blühendes Urtheil sucht. Gurkitt, der ja von Kritik und Aesthetik sehr gering denkt, macht dann den Eindruck eines launenhaften, unentschiedenen, fast dilettantischen Kunstfreundes, bei dessen Urtheilen, zumal über Malerei und Plastik, man immer wieder daran erinnert wird, daß er von Beruf Architekt ist und sich eigentlich nur im Baufach ganz zu Hause fühlt. Noch schlimmer lautet das Urtheil über Richard W. Meyer und seine „Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“, — Vondt's neueste Messenchartele von fast 1000 Seiten! Der Berliner Privatdocent gehört zu der Scherer'schen Schule, die sich um Erich Schmidt gesammelt, und sein Werk soll des Altmeisters Literaturgeschichte, die mit Goethe's Tod abschließt, ergänzen und bis in unsere Tage fortsetzen. Aber was schon Wilhelm Scherer trotz aller Reclametrompeterei seiner Schüler nicht gelungen ist: die Popularität seines Buches, sie wird der Nachkommen noch weniger erreichen. Dazu ist sein Buch zu breit, zu langweilig, zu theuer. Auch wissenschaftlich ist es unbrauchbar. Um seinen Stoff zu meistern, theilt Meyer

das Literaturfacitum einfach in seine einzelnen Jahrzehnte, legt über jedes Capiteldecennium einen möglichst unpassenden, aber imposanten Titel und bringt dann die verschiedensten Dichter der verschiedensten Epochen wie Kraut und Rüben darth unter, z. B. neben den Dichtern des Vormärz einen Groth, Hehn, Wagner, Hebbel, Kruse, Schack, Scherr, Keller, Fontane, Jordan, Storm, C. F. Meyer — alle im selben Capitel und Jahrzehnt der vierziger Jahre! Lesenswerth sind nur die paar abgerundeten Essays z. B. über Keller, Fontane, Angenruber; man merkt, daß sie bei einer früheren Gelegenheit nach guten Vorstudien entstanden und wirklich übernommen sind. Um so verfehlter sind die Urtheile über Hebbel, Uhland, Raabe, Ludwig, Groth, Geibel, Jensen, Treitschke, für deren Bedeutung Meyer offenbar gar kein Organ besitzt. Dann die geistreich sein sollenden, immer weit hergeholtten und selten passenden Parallelen à la Erich Schmidt. Dahin gehört der Gentleitz von Platen's „malerischem Tod“, der viel eher kläglich und tragikomisch war, denn in grotesker Furcht vor der Cholera floh der Unglückliche von Neapel nach Syrakus, wo er buchstäblich aus Angst an einer leichten Erkrankung starb. Und nicht einmal seine Ruhestätte darf man malerisch nennen, was Meyer vielleicht gemeint hat, denn der Dichter liegt wohl im blühenden Garten der Villa Landolini, der ist aber nur ein englischer Privatfriedhof mit Handeldgärtnerlei, und Platen's zwei (!) Grabstein: stehen an der Mauer zwischen lauter gleichgiltigen Misers und Misses. Daß die Rasel und Levald, Heine und Börne, Kuerbach, Bindau, Zilba, Vamberger, Brandes, Hirschfeld, ebenso wie Sudermann und Dehmel (!) als Gatten jüdischer Frauen überschätzt werden, das wirkt um so komischer, als Meyer gern mit seinem Germanenthum und sogar „märkischen Localpatriotismus“ renommirt. In den letzten Capiteln ist das Buch nur noch ein Sammel-surium von Eigennamen, nicht viel mehr als ein Schriftstellerlexikon, wo fast Jeder genannt wird, der einmal etwas drucken ließ, und Jeder gelobt wird, der von Hermann Grimm oder Erich Schmidt empfohlen ist oder im Hause Meyer verkehrt. Und gerade hier, wo es eigene Urtheilsfähigkeit zu zeigen gilt, tappt Meyer fast immer daneben, z. B. in der Verhimmelung von Buisse und Stephan George. Kurz, Meyer's Bandwurm schließt sich würdig Vondt's anderen Unbänden an, und wir würden unsere Leser vor dem Ankauf warnen, wenn es sich nicht um einen schon äußerlich abschreckenden Ladenhüter handelte.

„Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“, herausgegeben von Karl Werdmeister (Berlin, Photographische Gesellschaft). Das beliebte Bildnißwerk enthält in seinen letzten Lieferungen manchen interessanten Charakterkopf in schöner Ausführung und mit guter biographisch-kritischer Erläuterung. Wir nennen von Wissenschaftlern: Claude Bernard, den „eiserne Vivisektor“, Pettentsofer, den Schöpfer der modernen Hygiene (Bildniß von Lenbach), Wilhelm Wundt, Ihering. Dann die großen Erfinder: Samuel Morse, den Autor des ersten Schreibtelegraphen, Jacquard, den eigentlichen Begründer der Textilindustrie (nach einer Honer Lithographie). Hieran schließen sich eine Reihe berühmter Franzosen: der geniale Satiriker und Polemiker Courier, Emil de Girardin, der Journalist, Scribe, Dumas fils (Porträt von Léon Bonnat) und Alphonse Daubet (nach einer charakteristischen Naturaufnahme). Dann mit einem Sprung in die neue Welt die amerikanischen Geerführer Grant, Sherman, Sheridan, endlich Lincoln. Aus dem jüngsten Heft erwähnen wir den Physiologen Du Bois-Reymond, gemalt von Max Kerner, und den mit 37 Jahren verstorbenen genialen Physiker G. H. Herz nach einer Naturaufnahme. Schließlich noch einige Poetenbilder: Kuerbach, die Droste-Hülshoff, Platen und Wilbenbruch. Mit der Ausnahme des letzteren dilettantischen Dramatikers ist Karl Werdmeister seinem guten Princip, die Lebenden nicht oder nur in Ausnahmismenschen von bleibender Bedeutung aufzunehmen, treuen geworden. Zu wenig berücksichtigt scheinen uns dagegen die Maler und Bildhauer. Von Letzteren sollten Werner und Begas, Mengel und Schilling nicht fehlen. Auch Heinrich v. Kleist gehört mit allen seinen Werken dem 19. Jahrhundert an.